Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz

Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz

Band: 73 (1964)

Heft: 4

Artikel: Das Herz wird mir schwer, wenn ich an die Tibeterkinder in Dharamsala denke

Autor: Anderhub, Annemarie

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974903

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DAS HERZ WIRD MIR SCHWER, WENN ICH AN DIE TIBETERKINDER IN DHARAMSALA DENKE

Von Dr. Annemarie Anderhub

Seit einiger Zeit bereits weilt Fräulein Dr. Anderhub, die während acht Monaten die Kinderstation in Dharamsala im indischen Punjab betreute, wieder in der Schweiz. Aber noch manchesmal kehren ihre Gedanken zu den Menschen zurück, die sie in Dharamsala pflegte, zu den Kleinen und Grossen, die sie dort kennen und lieben lernte. In einem Vortrag, den sie vor dem Schweizerischen Verband diplomierter Krankenschwestern und Krankenpfleger hielt, wurden die Erlebnisse aus Dharamsala lebendig.

Dharamsala liegt im Norden Indiens, nahe der Grenze von Kashmir, im Bereiche der westlichen Ausläufer des Himalaya. Heute ist es weltbekannt; denn es ist seit fast vier Jahren das Exil des Dalai Lama, der tibetischen Regierung, des Kashag, und es ist der Ort, an dem die Kleinsten unter den Flüchtlingen, die zukünftigen Träger der tibetischen Nation, eine vorläufige Heimat gefunden haben.

Das Klima in diesem nordwestlichen Teil Indiens, in 1500 Meter Höhe, ist mild und trocken, und die Gegend von zauberhafter Schönheit. Die verschneiten Gipfel des Himalaya gemahnen ans schweizerische Hochgebirge, doch zu ihren Füssen liegen die grünen, gestuften Reisfelder und die rotleuchtenden Rhododendrenwälder, in denen nebst Raben und Geiern auch die wundervollsten tropischen Vögel leben.

Noch immer hält der Flüchtlingsstrom an

Das Kinderheim in Dharamsala besteht aus zwei Häusern, die etwa fünfzehn Minuten voneinander entfernt liegen. In dem oberen Haus sind die grösseren Kinder im Alter von sechs bis zehn Jahren untergebracht, in der weiter unten gelegenen Station wohnen die Kleinen. Ursprünglich sollte das Lager nur dreihundert Kindern Unterkunft bieten, doch schon im Januar 1962 waren es ihrer fünfhundert, und im Juni 1963 galt es, für eintausenddreihundert Kinder Obdach zu finden.

Der Flüchtlingsstrom besonders aus Ladak und Sikkim brach nicht ab: Immer und immer wieder trafen Gruppen von zwanzig und vierzig Kindern aller Altersstufen ein. Einige allerdings kamen nur für wenige Tage, um den Dalai Lama zu sehen und wurden dann in die Schulen von Mussoorie oder Dalhousie, gelegentlich auch in die nächstgelegenen von Dharamsala und von Kangra, weitergeleitet. Aber es blieben dennoch viel zu viele für die wenigen uns zur Verfügung stehenden Unterkünfte. Es gelang mir nicht, dem immerwährenden Zustrom Einhalt zu gebieten; denn die Leute begriffen nicht, wie gefährlich es vom medizinischen Standpunkt war, all diese Kinder von «irgendwoher», deren Geschichte niemand kannte, über deren Gesundheitszustand keiner Sicheres wusste, ohne Quarantäne einfach aufzunehmen und auf die bereits überfüllten Schlafsäle zu verteilen. So war es denn die verantwortungsvolle Aufgabe des Arztes, die Neuankömmlinge sofort einer ersten Untersuchung zu unterziehen und alle verdächtigen Fälle ins Spital einzuweisen. Viele dieser schweigsamen, ernsten, struppigen Kinder waren einfach todmüde, sie bedurften der Ruhe, des ungestörten Schlafes und einer richtigen Ernährung. Es brauchte viel Zeit, bis sich wieder ein Lächeln in ihre Augen und um ihre Lippen schlich. Wer konnte ahnen, welches ihr Weg, welches ihre Erlebnisse gewesen waren, bis sie zu uns ins Heim kamen? Wer hatte sie auf der Reise, auf der Flucht betreut? Wo waren die Eltern?

Eine Krankenstation für unser Kinderheim

Bevor ich meine Tätigkeit als Rotkreuzärztin in Dharamsala aufgenommen hatte, waren gelegentlich Patientchen in die Spitäler von Dharamsala und Kangra evakuiert worden, doch konnte es sich stets nur um eine geringe Anzahl von absolut Spitalbedürftigen handeln. Dharamsala verpflichtete sich in der Epidemiezeit, vier bis fünf Tibeterli aufzunehmen, das Missionsspital war entgegenkommender. Wir mussten aber immer eigene Ayas zur Pflege unserer Kinder mitschicken, und es kam nicht selten zu Auseinandersetzungen zwischen diesen und den indischen Spitalschwestern. Als die Zahl unserer Schützlinge zunahm, wurde es zur dringlichen Notwendigkeit, dass wir eine weitgehend selbständige Krankenstation bekamen, um von den Spitälern möglichst unabhängig zu werden. Es sollten nur noch die chirurgischen und hochinfektiösen Fälle nach Dharamsala und Kangra überwiesen werden. Für die übrigen Patientchen unseres Heimes wurde das Dispensarium, das aus zwei mittelgrossen Zimmern bestand, als Spital eingerichtet. Nur so gelang es, Ueberblick und Kontrolle über die grosse Zahl der kranken Kinder zu behalten, die Ayas anzuleiten und in der Pflege zu überwachen. Neben den zwei Schlafsälen hatten wir in unserem Spital ein sogenanntes Ambulatorium, das jedoch auch als Ess-, Wohn- und Waschraum dienen musste. Die beiden Schlafsäle zählten insgesamt dreizehn Betten. Meine Kleinen

wurden quer zu viert oder mehr in einem Bett untergebracht, im Winter jedes in seinem eigenen, hochkompliziert gefalteten Schlafsack aus Leintuch und Wolldecke. Im Anfang stand mir Doma, eine seit ihrem 12. Lebensjahr in Indien lebende, etwa 35jährige Tibeterin, die gut Englisch und Hindi sprach, zur Seite, und die drei Ayas Lhama, Sötschö und Kesang. Während einiger Stunden des Tages kam die indische Krankenschwester Joel aus Dharamsala herauf, um mit geübter Hand Injektionen vorzunehmen, Verbände anzulegen und mir bei kleineren chirurgischen Eingriffen zu helfen. Die Ayas sprachen nur tibetisch, und obwohl ich mich bald zur Not mit ihnen verständigen lernte, empfand ich es immer als grossen Nachteil, dass ich so gar nichts von tibetischer Kultur und Wesensart wusste und mich kaum in das Denken meiner Helferinnen und Patientchen einfühlen konnte. Was mir in Europa selbst in den abgelegenen Bergtälern des Wallis stets so leicht gelang, eben den Kontakt mit den Mitmenschen zu schaffen, das scheiterte hier schon an den rein äusserlichen Gegensätzen zwischen Ost und West, der asiatischen Ruhe und der europäischen Gehetztheit.

Reinlichkeit ist oberstes Gebot

Die Arbeitseinteilung musste nach ganz anderen Gesichtspunkten vorgenommen werden. Die tibetische Lagerleitung beorderte junge Mädchen ins Spital, ohne nach deren Eignung zum Pflegeberuf oder deren Wunsch, denselben zu erlernen, zu fragen. Viele waren unwillig, unglücklich und strebten von Anfang an wieder fort. Sie blieben oft nur wenige Tage und liefen zuweilen ohne Ankündigung oder Entschuldigung einfach davon, die ihnen anvertrauten Kinder ihrem Schicksal überlassend. Mein Organisationsprogramm musste ein denkbar einfaches sein; denn nur so durfte ich darauf hoffen, dass es befolgt würde. Es war wichtig, dass die Ayas begriffen, was ich mit meinen Verordnungen und der eisern verfolgten Disziplin anstrebte, dass ich sie, die Erwachsenen und die Kinder, vor den Gefahren der Umstellung auf ein ihnen fremdes, ungewohntes Klima und andere Lebensbedingungen schützen wollte. Aber es ist schwer, einem ehemaligen Nomadenstamm Reinlichkeit und Ordnung beizubringen und diesen Leuten die veränderte Situation ihres Lebens vor Augen zu führen. Vieles, was ich anordnete, taten sie nicht aus Einsicht, sondern um mich durch ihre Willfährigkeit zu erfreuen.

Die Aufgabe des Rotkreuzarztes in Dharamsala ist nebst der ärztlichen Tätigkeit vor allem die, tibetische Mädchen und Frauen in allen Arbeiten im Spital anzuleiten, ihnen je nach Talent und Interesse eine bestimmte Verantwortung zu übertragen und um ihre Weiterausbildung besorgt zu sein. Auf diese Weise ist es möglich, dass das Spital mit der Zeit über einen soliden Grundstock tibetischen Personals verfügen kann, über Köchinnen, Wäscherinnen, Büglerinnen, Näherinnen, Putzerinnen und Pflegerinnen. Die Erziehung tibetischer Frauen zu einem Beruf ist allerdings nicht einfach: Man stösst bereits auf Schwierigkeiten, wenn man versucht, die jungen Mädchen dauernd auf einem Posten zu behalten. Es wäre falsch, wenn wir unsere westlichen Gewohnheiten einfach aufs tibetische Milieu übertragen wollten. Das tropische Klima verlangt spezielle Hygiene, Kleidung und Ernährung. Reinlichkeit ist natürlich eines der ersten Gebote im Lager, um Krankheiten vorzubeugen; aber auch die Massnahmen, sie zu verwirklichen, müssen den indischen Verhältnissen angepasst werden. So ist zum Beispiel das regelmässige Aufwaschen der Fussböden in den Krankenzimmern, das Kochen der Bettwäsche keine Selbstverständlichkeit. Wir besassen in unserem kleinen Spital nur einen einzigen Wasserhahn, der jedoch keinen Tropfen hergab, wenn der Brunnenlauf im Hof in Betrieb war. Bei heftigen Regenfällen blieben wir oft überhaupt ohne Wasser, eine unvorstellbare Schwierigkeit! Jeden Tag gab es mindestens dreissig Nachthemden und eine Anzahl Bettücher zu waschen und zu trocknen, und wir besassen ausser dem Holzofen keine Wärmequelle, an der wir die Wäsche bei schlechtem Wetter hätten trocknen können. Während der Regen auf das Pflaster der Terrasse platschte, hingen die Ayas im Schutze des Vordaches die Wäsche zum illusorischen Trocknen auf. Unter unendlichen Mühen wurde gelegentlich ein Feuer entfacht, um Leintücher und Nachthemden sobald als möglich wieder gebrauchsfertig zu haben. Eine Waschmaschine, die grossmütige Spender versprachen, hätte ebensowenig in unserem winzigen Spital Platz gefunden wie ein Kühlschrank für Medikamente. Auch wären solche Maschinen westlicher Präzision wohl ebenso unbenützt geblieben, wie der uns leihweise zur Verfügung gestellte Sterilisator, den wir nicht anschliessen konnten.

Es gab viel Ungeziefer, Ratten, Mäuse, zahllose Insekten, Fliegen, Spinnen, Skorpione. Ich erinnere mich an mein Erschrecken, als ich kurz nach meiner Ankunft zum erstenmal eine riesige Spinne an der Wand über meinem Bett erblickte und verzweifelt nach Baba, meinem Freund und Diener, rief: «Baba, Baba, kyoko, kyoko cho, tom chempo chempo chic!» Lächelnd und hilflos sah er sich das Tier an, aber ungern nur befreite er mich davon. Mit der Zeit gewöhnte ich mich an die seltsamen Zimmergefährten und lernte es, sie eigenhändig ins Freie zu befördern.

Und nun zum eigentlichen Spitalbetrieb: In meinem schlauchartigen, leider etwas dunklen Schlafraum richtete ich ein Labor ein, in dem ich Senkungen, Urin- und Blutstaten, ja sogar bakteriologische Untersuchungen vornehmen konnte. Dazu improvisierte ich einfache Färb- und Trocknungsanlagen. Die diagnostische Abklärung war nun, da wir nicht mehr unbeschränkt unsere Kinder in die Lokalspitäler einweisen durften, ein ernstes Gebot. Medikamente konnte ich mühelos in Dharamsala beschaffen. Mit charmantem Lächeln und grossem kaufmännischem Geschick pries der Apotheker mir seine Produkte an. Wir hatten stets das Notwendige in unserer Spitalapotheke, aber ich kaufte nie zu viel auf einmal ein, denn in der warmen Jahreszeit verdarben die Medikamente nur

allzu rasch. Im allgemeinen verhielt ich mich mit der Ausgabe von Tabletten zurückhaltend. Die Tibeter wussten ja nicht viel von unseren westlichen pharmazeutischen Produkten, ich musste ihre Empfindlichkeit testen und auch gegen die in Europa so bekannte Tablettensucht kämpfen. Die Mütter, Väter und Ayas verlangten für sich und ihre Kleinkinder unentwegt Arzneien, sogar auf Vorrat, mit der sehr häufigen Begründung, das Baby habe furchtbare Kopfschmerzen. Sogar die Gebildeten unter den Tibetern suchten Medikamente zu hamstern und hofften stets, etwas aus den neueintreffenden Rotkreuzsendungen beiseite schaffen zu können. Sie wollten nicht begreifen, dass gewisse Antibiotika nicht einfach als Allerweltsheilmittel, sondern eben nur bei ganz bestimmten Infektionen nutzbringend angewendet werden können. Ich glaube, dass ihr Eifer, Mittel zu sammeln und aufzustapeln, genausosehr ein Wesenszug der Flüchtlingspsychologie ist, wie das Anhäufen von Vorräten aller Art und die ängstliche Sorge, etwas von dem wenigen Neugewonnenen wieder zu verlieren. Wer je Besitz sein eigen genannt hat, möchte wieder zu Wohlstand gelangen, wer beraubt worden, möchte sich vor weiterer Ausplünderung schützen, und vielleicht wird manch einer dabei zum Geizhals. Die Spannung mag sich wohl später wieder lösen, dann, wenn das Leben dieser Menschen neugeordnet und gesichert sein wird.

Um einen Ueberblick über meine Patientchen und den Verlauf ihres Leidens zu gewinnen, brauchte ich Fieberblätter, die ich nach einfachem Muster in Dharamsala drucken liess. Schwester Joel gab sich unendliche Mühe, den Ayas das kunstgerechte Fieber- und Pulsmessen beizubringen und ihnen zu zeigen, wie sie die Resultate auf das Kurvenblatt eintragen mussten. Ausserdem sollten die Ayas lernen, die Kinder zu beobachten, um mir später bei der Visite zu melden, was ihnen an ihren Schützlingen aufgefallen war, das medizinisch von Interesse sein konnte. Auf der Fieberkurve war für solche Beobachtungen eine besondere Spalte eingerichtet: Erbrechen, Durchfall, Husten, Appetitlosigkeit ... An Krankheiten gab es in unserem Spital so ziemlich alles, was man sich denken kann. Die intern medizinische Behandlung bereitete nur selten Schwierigkeiten, sogar Infusionen konnten wir verabreichen. Komplizierter gestalteten sich indessen chirurgische Eingriffe, da wir stets Mühe hatten, die Operation möglichst steril durchzuführen. Wir hatten ja nur eine einzige elektrische Platte, auf der wir Spritzen und Instrumente auskochen konnten, und sehr oft blieben wir mehrere Stunden lang ohne Strom, so dass wir uns mit Gasolin behelfen mussten.

Booku ganga, namastei!

Bei Sonnenschein durften meine Schützlinge schon nach dem Fiebermessen um sechs Uhr morgens auf den Spielplatz vor dem Haus. Wenn ich dann zur Morgenvisite erschien, rief ich den Kindern zu «Booku ganga, namastei!», worauf die ganze Schar, die Händchen flach aneinandergelegt und vor das Gesicht erhoben, im Chor zwitscherte «Namastei, namastei!» Sie liebten es, untersucht zu werden, und es kam nicht selten vor, dass sich ein Knirps, nachdem er die Visite hinter sich hatte, von neuem in die Reihe der Wartenden schlich. Mit Interesse sahen sie mir bei der Arbeit zu und mischten sich wichtig ein, wenn sich gelegentlich Verständigungsschwierigkeiten zwischen mir und einem Patientchen ergaben. Sie halfen einander aber auch gegenseitig mit rührender Geduld und Umsicht beim An- und Auskleiden und brachten den Bettlägerigen das Essen.

Im allgemeinen waren die Kinder ruhig und sehr genügsam. Wenn sie sich an Regentagen nicht im Freien aufhalten durften, so kauerten sie sich ganz zufrieden zu sechs und acht auf die wenigen Betten oder auf die Wolldecken am Fussboden und unterhielten sich leise miteinander. Zuweilen sassen sie auch schweigsam mit untergeschlagenen Beinchen, und ich konnte mir nicht vorstellen, was in den Köpfchen vorging.

Er kam jeden Tag um die gleiche Stunde

Nach der frühmorgendlichen Visite im Spital und der Untersuchung der Neuaufnahmen hielt ich Sprechstunde für die Erwachsenen der umliegenden Lager. Ich behandelte diese Tibeter sehr gerne. Es zeigten sich einige recht interessante, aber auch menschlich erschütternde Fälle. Viele glaubten, meine europäischen Medizinen könnten Wunder vollbringen. Mit welch verzweifelt ernstem Gesicht sagte mir ein junger Lama, der indische Doktor habe ihm mitgeteilt, dass für ihn keine Hoffnung bestehe, denn er leide an einer todbringenden Krankheit. Ich untersuchte ihn und fand bald, dass er an einer lepromatösen Lepra litt. Aber ich sah auch, dass sein schwerstes Leiden nicht das körperliche war, sondern die Hoffnungslosigkeit, und ich versuchte in meinem so mangelhaften, unzulänglichen Tibetisch zu ihm zu sprechen. Er sollte wissen, dass es gute Medizinen gegen Lepra gibt, dass heute viele geheilt werden und dass auch seiner die Erlösung harrt. Er sollte Mut fassen und den guten Göttern seines Karmas vertrauen ... Er kam jeden Tag um die gleiche Stunde in unsern Garten, setzte sich abseits von den Kindern auf den Boden, betete und meditierte stundenlang. Ich gab ihm zu essen und zu trinken und versorgte ihn mit Arzneien ... Aber eines Tages blieb er fort, und auf meine Fragen erfuhr ich, dass ihm die Lagerleitung den Zutritt zum Spital verboten hatte. Wo lebt er wohl heute? Wer sorgt für ihn, und wer nimmt sich seiner Verzweiflung an? Was bedeutet Mitleid, Mitleid als höchstes Gebot buddhistischer Frömmigkeit?

Im allgemeinen kamen nur die jungen, emanzipierten Frauen zur Schwangerschaftskontrolle und wünschten meine Hilfe bei der Niederkunft. Sonst besorgten die tibetischen Ehemänner höchst persönlich die Entbindung und taten das sogar recht gut. An Ostern im vergangenen Jahr, als ich beim Momo-Essen vor unserem Spital sass, kam atemlos ein junger Mann gelaufen, um mir zu melden, dass es bei seiner Frau nun so weit sei ... Doma und ich packten schnell unsere Sachen und eilten in das etwa eine Viertelstunde Wegs

von unserem Heim entfernt liegende Haus. Nach einigen bangen Stunden gebar Yschi ein kleines Mädchen. Doch die Freude der Eltern war nicht uneingeschränkt: Das junge Paar, das, wie ich später erfuhr, gegen den Willen der Familie geheiratet hatte, hatte einen Stammhalter erwartet.

Eines Tages wurde ich zu einer älteren Tibeterin gerufen, die bereits niedergekommen war. Das Kind war ein Junge. Der Vater, ein freundlicher Mann mit schwarzen Zöpfen um den Kopf, hatte die Entbindung selbst besorgt. Doch er schwebte in Sorge um seinen Knaben, da von all seinen Kindern bis jetzt nur die Mädchen am Leben geblieben waren. Daher verlangte er nach der «Amshila», die helfen sollte, diesen Jüngsten, seinen Sohn, am Leben zu erhalten. Der Kleine lag in einem Kleiderbündel auf dem Fenstersims und strampelte zufrieden, als er gebadet wurde.

Im Dorf, wo ich gelegentlich Krankenbesuche zu machen hatte, lebten viele durch die Machtübernahme Chinas verarmte Tibeter in einem oder zwei Zimmern. Es war den Vornehmen ihre Herkunft gleich anzumerken; denn sie setzten alles daran, im Exil so weit als möglich die alten Gewohnheiten beizubehalten. Wenn ich diese Menschen besuchte, wurde mir immer tibetischer Buttertee serviert, der — sofern er ganz heiss ist — absolut trinkbar, aber für meinen Geschmack nicht gerade ein Labsal ist. Der Gastgeber reichte mir die Schale, die er in beiden Händen trug, mit einer Verbeugung, und ich nahm sie lächelnd und mit dankendem Kopfnicken entgegen.

Um den Frieden der Seele zu finden

An besonderen Festtagen wird beim Eintritt ins Haus die geschmückte Reisschale dargeboten, man muss ein paar Körnchen aufnehmen und sie über die Schulter hinter sich werfen, um die bösen Geister abzuweisen. Für uns westliche Menschen sind die Geschehnisse im Bereich des Uebersinnlichen meist unverständlich und fragwürdig; aber wir dürfen sie nicht nach unseren Masstäben beurteilen. Erst heute begreife ich, dass ich mich oft der Achtlosigkeit und Verletzung fremden Heiligtums schuldig gemacht habe, wenn ich den religiösen Gebräuchen der Tibeter in selbstsicherer, lächelnder Ueberlegenheit einfach zusah, ohne mich nach deren tieferem Sinn zu fragen. Ahnten sie meine Gleichgültigkeit, verletzte sie meine innere Distanz, spürten sie rein gefühlsmässig, wie fern ich ihnen war, auch wenn ich es ohne weiteres erlaubte, dass sie bunte Gebetsfahnen und kleine, in weisse Säckchen genähte Amulette ins Spital mitbrachten, wenn ich freundlich die Lamas willkommen hiess, die durch Gebete und das Formen kleiner Götterfiguren aus Tsampa die bösen, zornigen Geister aus den Krankenzimmern verbannen sollten?— Ja, die Geister spielen eine grosse Rolle im Leben des tibetischen Volkes. Oft begeben sich Leute in Bedrängnis oder Krankheit zu einem weisen Lama, der dann die heiligen Bücher befragt, was der Gläubige zu tun habe, ob Hoffnung bestehe, ob ein Leidender den Arzt aufsuchen solle, den eignen Amshila oder den Weissen aus dem Westen. Es würde Unglück bringen, den Worten und Weisungen der Lamas zuwider zu handeln, es würde Ungehorsam den Sünder mit Fluch beladen. Um den Zorn der Götter abzuwenden und Frieden der Seele zu finden, kamen viele Tibeter von sehr weit her nach Dharamsala, um dem Dalai Lama zu huldigen. Auch wenn dieser ihnen keine Audienz gewähren konnte, zogen sie dankbar singend stundenlang um den Palast, unablässig ihre Gebetsmühlen schwingend.

Einmal wurde ich mitten in der Nacht zu einem sterbenden hohen Lamapriester gerufen. Ich hatte ihn noch nie zuvor gesehen. Er wohnte in Mc Leodganj. Als ich dort eintraf, erwarteten mich bereits Männer vom Kashag, um mir zu sagen, der alte Lama sei gestorben. Sie führten mich zu ihm, in einen kleinen, bescheidenen Raum, dessen Wände mit tibetischen Seidendrucken buddhistischer Motive reich geschmückt waren. Der Tote sass auf einem Thron von Kissen in einem hohen Sessel, sein kahler Kopf war vornübergeneigt, das zerfurchte edle Gesicht zeigte den Ausdruck absoluten Friedens. Ich durfte ihn nicht berühren, und wahrscheinlich erlaubte man mir nur deswegen ihn zu sehen, weil ich noch zu seinen Lebzeiten gerufen worden war. Man berichtete mir nachher, er werde wohl, weil er ein sehr hoher Lama gewesen sei, einbalsamiert, vergoldet und dann im Tempel ausgestellt werden. So soll es im alten Tibet bei bedeutenden Lamapriestern geschehen sein.

Die Leichenbestattung wird erst nach den Tagen des Bardo vollzogen. Der Bardo ist die Zwischenzeit zwischen Tod und Wiedergeburt, eine Zeitspanne, die Tage oder Wochen dauern kann, je nachdem wie schnell der Entschlafene unter Mithilfe der Lamas von Erleuchtung zu Erleuchtung schreitet. Geschieht es, dass er sich vollkommen vom Irdischen zu trennen und das Allicht zu schauen vermag, so wird er eingehen ins Nirwana, und der Lauf der Wiedergeburten ist vollendet.

Die Totenbestattung wird noch heute auf verschiedenste Art und Weise vollzogen: Menschen höherer Gesellschaftsklassen werden in Begleitung mehrerer Lamas und der Angehörigen auf einen hohen Berg gebracht und unter rituellen Zeremonien verbrannt. Die einfachen Leute aus dem Volk dagegen dürfen nicht einmal mit der Anwesenheit eines Lamas rechnen. Ihre Leichen werden am Fluss zerstückelt und verbrannt, die Asche wird dem Wasser anvertraut. Eine andere Art der Bestattung ist die Luftbestattung, bei der man die Toten einfach den Geiern zum Frass vorwirft. Meine toten Kinder jedoch wurden in eine grosse Schachtel gelegt und am frühen Morgen von einem der Männer abgeholt und am nahen Fluss verbrannt. Keine Angehörigen und keine heiligen Männer waren je zugegen, und ich frage mich wirklich, wie die frommen Buddhisten sich das Sterben und die Wiedergeburt dieser Kleinsten, Unschuldigsten ihres Volkes vorstellen? Ob sie auch ihnen eine Wiedergeburt in neuer Gestalt oder das ewige Licht zubilligen?

Es waren meist die Jüngsten, die uns durch den Tod entrissen wurden. Vielleicht spielte es eine nicht zu unterschätzende Rolle, dass die Babies der Mutter

entbehrten und dass ihnen, die ja selbst noch keinen richtigen Kontakt mit der Umwelt herzustellen imstande sind, so jegliche affektive Bindung zum Leben fehlte.

Das Herz wird mir schwer, wenn ich an meine tibetischen Kinder denke, die in Dharamsala eh wie je kommen und gehen, geboren werden und sterben, in der Gemeinschaft eines Heimes aufwachsen und die Geborgenheit im Familienkreis niemals kennenlernen. Und doch scheinen sie gar nicht so unglücklich zu sein in unserem Kinderheim.

Wenn man an das Schicksal des tibetischen Volkes denkt, das über die ganze Welt verstreut, fern der vom Feind besetzten Heimat eine neue tibetische Zukunft aufzubauen versucht, so wird man verstehen, dass trotz begründeter Einwände gegen die so frühe Trennung dieser Kinder von ihren meist beim indischen Strassenbau beschäftigten Eltern, das Bestreben, sie um den Dalai Lama zu scharen und gemeinsam in der buddhistischen Tradition heranwachsen zu lassen, gewisse Opfer rechtfertigt.

Seien wir uns der Verantwortung bewusst

Der Westen ist in der Vorstellung der jungen Tibeter in Indien das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, das Paradies, und alle, die Aussicht haben, einmal dahin reisen zu dürfen, bereiten sich eifrig darauf vor. So auch meine Ayas, die im Spital wirklich viel Arbeit zu bewältigen haben, sei es bei der Pflege der kleinen Patienten, sei es beim Putzen, Kochen oder Waschen. Und dennoch nahmen sie regelmässig nach dem späten Abendessen ihre tibetischen und englischen Lehrbücher zur Hand und widmeten sich eifrig und mit grosser Ausdauer dem Studium. Bis tief in die Nacht hinein lernten sie im trüben Kerzenlicht ihre Lektionen. Viele von ihnen träumten wachend von dem Glück, in Europa, in der Schweiz, ein neues Leben aufzubauen. Wenige gaben sich wohl Rechenschaft darüber, welch gewaltige Umstellung ein Leben in Europa von ihnen fordern würde. So sehr aber Fernweh sie trieb und bessere Lebensbedingungen sie lockten, wenn es ans Abschiednehmen ging, fiel es keinem ganz leicht, die gewohnte Umgebung, Freunde und Bekannte zu verlassen. Hie und da kam es sogar in letzter Stunde noch zum freiwilligen Verzicht.

Aber ich habe auch Tränen in den Augen derjenigen gesehen, die dem Scheidenden die weisse Glücksschleife um den Hals legten, und dann in echter Verzweiflung darüber, dass sie selbst zurückbleiben mussten, in Schluchzen ausbrachen. Wieviel Freude, zu den Auserwählten zu gehören, und wieviel Traurigkeit über eine Zurücksetzung brachte jeweils so ein Abschied mit sich!

Die Bemühungen, Tibet zu helfen, sind bei uns in der Schweiz sehr mannigfaltig. Es ist schwer zu entscheiden, ob es überhaupt einen einzigen, allein richtigen Weg gibt; erst die Zukunft wird uns lehren, ob unser Einsatz zweckmässig war. So vielfältig die Charaktere der Menschen sind, so unterschiedlich zeigen sich auch die Möglichkeiten, dem einzelnen oder aber ganzen Gruppen Entwurzelter und Unglücklicher zu helfen.

Seien wir uns der Verantwortung bewusst, die unsere tibetische Flüchtlingshilfe uns auferlegt: Es ist ein grosses Unterfangen, Menschen eines uns ganz fremden Kulturkreises und Glaubensbekenntnisses zu einer neuen Lebensgestaltung zu verhelfen. Doch man muss nicht unbedingt alles verstehen, was des andern Wesen ausmacht; es genügt fürs erste, einfach zu helfen, so zu helfen, wie man glaubt, helfen zu können, mit den Mitteln, die einem zur Verfügung stehen, mit der einem gegebenen Einsicht für die Bedürfnisse der Leidenden, in selbstverständlicher Nächstenliebe.

SIE HUNGERN NACH LIEBE

Dem Bericht von Fräulein Dr. Anderhub möchten wir einige Ausschnitte aus Briefen hinzufügen, die wir kürzlich aus Dharamsala erhalten haben, wo Dr. Oliver Senn im Auftrag des Schweizerischen Roten Kreuzes die tibetischen Flüchtlingskinder der Kinderstation ärztlich betreut.

Dharamsala, den 22.—28. Februar 1964

... Nun befinden wir uns glücklich im Jahre des hölzernen Drachens. Am Neujahrstag wurde ich schon um 4 Uhr morgens geweckt. Man brachte mir eine heisse Habergrütze, zubereitet mit Reiswein, Milch und sehr viel Zucker. Es schwammen auch grosse Käseklumpen darin herum. Das Gericht hatte einen recht eigentümlichen Geschmack, und ich hatte grosse Mühe, diese Brühe meinem nüchternen Magen einzuverleiben. Je früher man an diesem Morgen aufstand, um so mehr Glück hat man das Jahr über; viele Tibeter gingen deshalb gar nicht erst zu Bett.

Um 6 Uhr wurde uns köstlich dampfender tibetischer Tee eingeschenkt, und nachdem die Lamas ein Gebet gesprochen hatten, begann jedermann geniesserisch aus seiner Tasse zu schlürfen. Wir huldigten dem Bild des Dalai Lama und legten davor die weissen Schals nieder, welche man sich jeweils bei feierlichen und wichtigen Anlässen überreicht. Auf dem Altar